

*Eine  
deutsche  
Familie*

Uwe-Karsten Heye

# DIE BENJAMINS



atb

# Informationen zum Buch

Eine deutsche Jahrhundertfamilie

Vom weltbekannten Philosophen und Autor des „Passagen-Werks“ Walter Benjamin bis zur »roten Hilde«, der ersten Justizministerin der DDR Hilde Benjamin: Uwe-Karsten Heye erzählt eine deutsche Familiengeschichte, die das gesamte 20. Jahrhundert umspannt.


Fünf Menschen, fünf dramatische Schicksale – Walter Benjamin, der Philosoph und Autor. Hilde Benjamin, als »rote Guillotine« verschrien, aber auch deren Mann Georg Benjamin, Kommunist und Arzt, ermordet im KZ Mauthausen. Schwester Dora, Sozialwissenschaftlerin, die als Jüdin ebenfalls ins Exil getrieben wurde. Und schließlich Hildes Sohn Michael, Rechtsprofessor in Moskau und Ost-Berlin, der zeit seines Lebens mit der Familiengeschichte rang. Auf der Grundlage von bislang unbekanntem Archivmaterial sowie Gesprächen mit Zeitzeugen entwickelt Heye das spannende Psychogramm einer deutschen Familie und rückt ganz nebenbei so manches Zerrbild aus den Zeiten des Kalten Krieges zurecht.

Auf der Grundlage von bislang unbekanntem Archivmaterial.

Uwe-Karsten Heye

**Die**  
**BENJAMINS**

*Eine deutsche Familie*

 aufbau digital

# Inhaltsübersicht

## Informationen zum Buch

### Vorwort

1. Kapitel. Kindheit um neunzehnhundert - ein Prolog
2. Kapitel. Die Benjamins
3. Kapitel. Wo bleibt Dora ...
4. Kapitel. Das Exil
5. Kapitel. Das letzte Biwak vor Portbou
6. Kapitel. Hilde Benjamin
7. Kapitel. »Grüß Gott« in Mauthausen
8. Kapitel. Vater und Sohn
9. Kapitel. Hinter Mauern
10. Kapitel. ... alles, was Recht ist
11. Kapitel. Mutter und Sohn
12. Kapitel. Deutsch-deutsche Spiegelungen
13. Kapitel. Im fünften Deutschland
14. Kapitel. Was bleibt ...

### Nachwort

### Bildteil

### Personenregister

### Verzeichnis der verwendeten Literatur und Quellen

### Dank

**Bildnachweis**

**Über Uwe-Karsten Heye**

**Impressum**

**Wem dieses Buch gefallen hat, der liest auch gerne ...**

# Vorwort

Die Benjamins, das sind die Brüder Walter und Georg mit Schwester Dora, die einer jüdischen großbürgerlichen Berliner Familie entstammen. Die Eltern, Emil und Pauline Benjamin, erlebten den Untergang ihrer Welt nach 1933 nicht mehr. Sie sind noch in den zwanziger Jahren gestorben. Die Geschwister standen mutig gegen den braunen Terror und bezahlten mit ihrem Leben. In Zeugnissen und zahlreichen Briefen, die von Georgs Frau Hilde Benjamin und nach ihrem Tod von dem gemeinsamen Sohn Michael aufbewahrt und geordnet wurden, lässt sich ihr Widerstand gegen den Nationalsozialismus nachlesen und nachzeichnen, dessen mörderischen Charakter sie früh erkannten.

Hilde Benjamin und Sohn Michael waren die einzigen Überlebenden der Familie in Deutschland, als die Rote Armee in Berlin einmarschierte und der Bombenkrieg endete. Für Michael war der Sieg der Alliierten über den NS-Staat lebensrettend. Er galt den Nazis als »Mischling ersten Grades«, Vater Georg war Jude, Arzt und Kommunist. Bruder Walter Benjamin war Autor, Literaturkritiker und Philosoph. Dora machte mit sozialkritischen Aufsätzen auf sich aufmerksam.



Das Geburtsjahr von Walter Benjamin war 1892, das Todesjahr seiner Schwägerin Hilde Benjamin 1989. Ein deutsches Jahrhundert, von einer Blutspur durchzogen, die mit den kolonialen Eroberungen des Hohenzollernclans in Afrika vor 1914 begann und mit dem Massensterben in beiden Weltkriegen vorerst endete. Für beide Kriege gibt es eine unübersehbare Verantwortung der Deutschen, die sich in den Schicksalen der Geschwister und in ihren Prägungen spiegelt.

Nach 1945 der fragile kalte Frieden. Die Teilung der Welt in Ost und West und die Spaltung Europas. Es beginnt ein Krieg der Worte statt der Waffen, der allerdings auch Menschen zugrunde richten konnte und sollte. Hilde Benjamin war davon betroffen. Im Westen Deutschlands sorgten die in ihren Ämtern verbliebenen Funktionseleiten der Nazis für den gleichen antibolschewistischen Gestus, der zuvor zwölf Jahre lang eingeübt worden war. Der Kalte Krieg und die Einverleibung Osteuropas in den sowjetischen Machtbereich schufen ein Klima, das es erleichterte, den Terrorstaat Hitlers und die eigene Mitschuld daran zu verdrängen.

Entsprechend geriet die DDR im Propagandagetümmel zwischen Ost und West zum Hort alles Bösen, das die Mordtaten der Nazis vergessen machen sollte, sie jedenfalls an die zweite Stelle rücken ließ. Da wurde unbesehen jeder verurteilte Nazi-Täter zum Opfer des

»Unrechtssystem« DDR und Hilde Benjamins, die als Vizepräsidentin des Obersten Gerichts und nach 1953 als Justizministerin der DDR für die Strafverfolgung der NS-Täter zuständig war. Keine Aufregung verursachte hingegen, dass mit dem Verbot der KPD im Westen zugleich mehrere tausend Verfahren gegen ihre Mitglieder und Funktionäre stattfanden. Auch das erneut ein Gesinnungsstrafrecht. In den Nachkriegsjahren geriet im Westen schnell unter politischen Generalverdacht, was links von der Mitte zu verorten war. Die alten/neuen Eliten sorgten für Kontinuität.

Dass in Westdeutschland die Naziakteure in den Institutionen und den Verwaltungen, in der Justiz und der Wirtschaft unbehelligt weitermachen konnten, blieb nicht folgenlos. Das in den beginnenden fünfziger Jahren gegründete Bundeskriminalamt zum Beispiel unterschied sich in seiner personellen Struktur kaum vom Reichssicherheitshauptamt, der Terrorzentrale des Nazi-Staates. Eine gerade vorgelegte dreibändige Studie, vom Bundeskriminalamt selbst in Auftrag gegeben, belegt, dass die Hälfte der leitenden Beamten des BKA noch 1959 ehemalige SS-Männer oder Angehörige der Sondereinheiten der Polizei waren, die an Massenmorden hinter den Linien in Russland beteiligt waren. Entsprechend »erfolglos« gerieten Ermittlungen des Amtes immer dann, wenn rechtsextremistische und neonazistische



Vorkommnisse aufgeklärt werden sollten. Erstaunliche Übereinstimmungen mit den »Ermittlungspannen« der Behörden in der Mordserie des Nationalsozialistischen Untergrundes unserer Tage und eine Rechtsblindheit, die bis heute anhält. Bis weit in die sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts schien die Bundesrepublik manches Mal wie die vom Heimatfilm besonnte Wiederkehr der Nazizeit, nur ohne Hitler und Goebbels.

Die juristische Aufarbeitung des Nationalsozialismus begann in Nürnberg. In dreizehn Prozessen vor dem Tribunal der alliierten Ankläger ging es um Täter in Partei, Wirtschaft und Wehrmacht, die für die Leichenberge in den Vernichtungslagern verantwortlich waren und für die Raubkriege, die sie angezettelt hatten. Die von den westlichen Siegermächten vorgenommene Entnazifizierung der Täter und Mitläufer, die höchst unpopulär war, wurde schnell deutschen Spruchkammern überlassen. Sie war schließlich nur noch eine Farce und wurde dann bald ganz eingestellt. Der Bundestag verabschiedete eine Reihe von Gesetzen, die einer Amnestie der Funktionsebenen der Nazis gleichkamen und jedenfalls ermöglichten, dass sie in ihren Ämtern bleiben konnten.

Dies erklärt zu einem Teil, warum in den damals von Ex-Nazis durchsetzten Redaktionsstuben der Bundesrepublik, anders als in der DDR, wenig bis kein Interesse bestand, sich mit der Nazi-Vergangenheit zu befassen. Dieses Virus

sollte auf keinen Fall übertragen werden. Hilde Benjamin, die durchaus Anlass bot, sich kritisch mit ihr auseinanderzusetzen, war bevorzugtes Ziel von Kampagnen verbunden mit einer Neigung, das SED-Regime derart schwarzzumalen, dass die Ungeheuerlichkeit des SS-Staates dagegen zu verblässen schien. Eine geschichtsblinde Überzeichnung, die bis heute wahrzunehmen ist.

Erst 1972, in der ersten Rede des Bundeskanzlers Willy Brandt zur Lage der Nation, wurde der Unterschied im Umgang mit dem Nationalsozialismus in beiden deutschen Staaten eingeräumt. In den Materialien, die aus Anlass des Berichts zur Lage der Nation vom innerdeutschen Ministerium veröffentlicht wurden, ist zu lesen, dass die Deutsche Demokratische Republik ernst gemacht habe mit der Entfernung der Funktionselementen der Nazis aus Justiz, Wirtschaft, Universitäten und Medien. Entsprechend die wachsende Quote ehemaliger Nazis unter den DDR-Flüchtlingen, die in der Bundesrepublik keine Verfolgung befürchten mussten. Für Adenauer stand so etwas wie eine Selbstreinigung nach dem beispiellosen Zivilisationsbruch unter Hitler nicht auf der Tagesordnung, was der politischen Hygiene im Land bis heute zusetzt. So sind die Akten über NS-Verbrecher wie Klaus Barbie oder Adolf Eichmann, die sich ins Ausland absetzen konnten, noch immer Verschlussache. Was ja wohl heißt, angeblich

geheimhaltungspflichtig im öffentlichen Interesse der Bundesrepublik Deutschland, was auch verhindert, dass die Öffentlichkeit Genaueres über die Rolle erfährt, die der Geheimdienst BND in Pullach dabei spielte.

Nach dem Tod Hilde Benjamins im Frühjahr 1989 fanden sich ihr Sohn Michael, seine Frau Ursula und ihre erwachsenen Kinder 1990 im vereinten Deutschland wieder, in dem die gerade geborenen Enkel bereits groß wurden. Für die Enkel war die DDR damit bereits Teil des Geschichtsunterrichts. Dabei ist es noch immer schwierig, vorurteilsfrei und historisch angemessen auf die Teilung Deutschlands, auf BRD und DDR, zurückzublicken und auf die Rolle und Funktion, die der Kalte Krieg beiden Teilstaaten zugewiesen hatte.

Die Berliner Psychotherapeutin Anette Simon beschrieb die beiden Staaten als »deutsche Zwillinge, Mutter Deutschland und Vater Faschismus«. Nunmehr vereint, wird das Genmaterial von Vater Faschismus erneut sichtbar. Schon wieder nationalistische Töne und rechtsextreme Dispositionen. Erneut wird Rechtsextremismus entweder unterschätzt oder verharmlost. Das hat Tradition und ist den Deutschen nie gut bekommen. Die Neigung, das vereinigte Land weiter in Ost und West aufzuteilen und jeweils mit dem Finger in die andere Richtung zu deuten und nur dort den braunen Unrat zu identifizieren, hat mit dazu beigetragen, die

äußere Teilung durch die innere Trennung im vereinten Deutschland zu ersetzen. Auch deshalb dieses Buch.

Die Benjamins und ihr Leben und Leiden erinnern daran, dass es im Deutschen Geschichtsbuch nach 1871, dem Jahr der zweiten Reichsgründung, nicht viele Augenblicke gab, in denen Deutschland gute Gefühle weckte. Ein solcher Augenblick war wohl die unblutige Revolution 1989. Es waren die Menschen, die ihr Schicksal in die Hand nahmen und die Straße eroberten. Dass dies ohne Blutvergießen möglich war und dennoch revolutionäre Kraft hatte, war ein Geschenk, das wir vor allem, wenn nicht ausschließlich den Menschen in der DDR zu danken haben. Was die vielen Oppositionsgruppen sich damals erhofften und in das gemeinsame Deutschland einbringen wollten, blieb aber weitgehend ungehört. Manches davon trägt durchaus den Stempel: »Wiedervorlage«.

Potsdam, im Frühjahr 2014

# 1. KAPITEL

## Kindheit um neunzehnhundert – ein Prolog

Da stehen sie, Georg und sein großer Bruder Walter, und auf flauschigem Fell sitzt Schwesterchen Dora. Mit ihnen schauen vier Cousinen in die Kamera. Vermutlich mussten sie längere Zeit hochkonzentriert warten, bis die Künstlerin Lili Strauss das Foto unter dem Blitzlicht abgebrannten Magnesiums im Kasten hatte. Georg Benjamin steht links, die rechte Hand liegt auf der geschwungenen Armlehne eines Chippendale-Stuhles, der um ein Vielfaches älter ist, als die Lebensjahre der Kinder zusammengezählt ergeben würden. Sie sind zwischen einem und elf Jahren alt. Auf dem Stuhl wie zwei Püppchen die Kleinen, rechts neben Walter die beiden größeren Cousinen, ganz vorn Dora. Ein Foto aus dem Jahr 1906.

Es ist eine Manifestation bürgerlicher Zufriedenheit. Weiße Kleidchen, die Röckchen liebevoll drapiert und angelupft, geben dem Foto Schwung: Kindermode um 1906 aus Chintz und mit fein geklöppelter Bordüre. Schleifchen und Lackschuhe bei den Kleinen und Kleider im Pepitamuster mit großem Kragen, der weiß abgesetzt und hochgeschlossen ist, bei den größeren Mädchen. Gertrud, ein Jahr älter als Georg, der am 10. September 1895, drei

Jahre nach Walter, geboren wurde. Die Jungen tragen Matrosenanzüge.

Zwei jüdische Familien: Die Chodziesners, in die die Schwester von Pauline Benjamin, geborene Schönflies, eingeheiratet hatte. Cousine Gertrud Chodziesner schreibt unter dem Künstlernamen Gertrud Kolmar in den zwanziger Jahren Lyrik. Ihre Gedichtbände verbrennen 1933 auf den Scheiterhaufen der Nazis. Die Benjamin-Kinder sind Walter, Georg und Dora. Eine Kinderschar aus dem vergilbten Bilderbuch einer Epoche, die schon acht Jahre später in den ersten großen Weltkrieg münden sollte.

Krieg und Nachkrieg werden das Leben der Kinder entscheidend prägen. Noch herrscht der Optimismus der Gründerjahre. Die Dynamik der Industrialisierung und erste Versuche in der Luftfahrt sind Aufmacher in den Zeitungen. Ob die Benjamin-Kinder im Mai 1906 auch wie tausende andere Berliner Familien nach Tegel aufbrachen, ist nicht überliefert. Sie hätten dort das erste »halbstarre« Luftschiff aufsteigen sehen und das dringende Gefühl haben können, eine Zeitenwende zu erleben. Im selben Jahr fand erstmals ein Radrennen rund um Berlin statt.

Ob sich Vater Emil Benjamin in der »Vossischen Zeitung« über den Mannheimer Parteitag der Sozialdemokraten informieren konnte, vorausgesetzt, dass die bürgerlichen Blätter darüber überhaupt berichtet hatten, ist nur zu vermuten. Immerhin ging es 1906 dabei um nicht weniger

als um die Trennung von Partei und Gewerkschaften, was vor allem der linke Parteiflügel mit Rosa Luxemburg und Karl Kautsky vehement bekämpft hatte. Die Trennung wurde dennoch mit großer Mehrheit bestätigt. In der EntschlieÙung heiÙt es: »Die Gewerkschaften sind unumgänglich und notwendige Organisation für die Hebung der Klassenlage der Arbeiter innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft; sie sind nicht minder notwendig als die sozialdemokratische Partei.«

Wie immer Emil Benjamin politisch dachte, sein kulturelles Interesse ist jedenfalls verbürgt. Er und Pauline werden sowohl der Nationalgalerie als auch dem Neuen Museum ihre Aufwartung gemacht haben, um sich an der »Jahrhundertausstellung deutscher Kunst 1775 bis 1875« zu erfreuen, die 1906 endlich mit mehr als 2000 Bildern und 300 Zeichnungen realisiert werden konnte und das gebildete bürgerliche Berlin anlockte. 1906 war auch Karrierebeginn der von den Berlinern adoptierten Diseuse aus dem Ruhrgebiet Claire Waldoff, deren Songs bis heute ein Publikum haben.

Im gleichen Jahr dieses Foto mit den Kindern der beiden großbürgerlichen assimilierten jüdischen Familien, das ein Miteinander zeigen soll und doch mehr ein Nebeneinander ausstrahlt. Walter Benjamin beschreibt in seiner »Berliner Kindheit um neunzehnhundert«, deren Manuskript er noch als Emigrant in Paris immer wieder überarbeitete, so dass



sie in unterschiedlichen, nicht immer übereinstimmenden Ausgaben vorhanden ist, so ziemlich genau das Gegenteil dessen, was dieses Foto und sein absichtsvolles Arrangement zeigen wollte.

In kurzen Kapiteln sortiert er in der mir vorliegenden Ausgabe seine Kindheit, sprachlich immer mehr verdichtet und von allen Legenden befreit, ohne Schilderung gemeinsamer Streiche oder Abenteuer mit Freunden oder den Geschwistern, die Kindheitserinnerungen sonst mit Leichtigkeit begleiten. Die Geschwister, Cousinen, die Eltern und Großeltern haben »zwar alle ihren Buchauftritt, aber nur als Schattendienster der Dinge, nie als Menschen«, wie ein englischer Kritiker über Benjamins »Berliner Kindheit um neunzehnhundert« bemerkte.

Ganz fern nur schwebte die Mutter, einer Fee gleich, durch seine frühen Jahre. Für ihn ist sie eine Schönheit, die ihm noch in der Rückschau den Atem nimmt. Selbst wenn er nur beschreibt, dass die Eltern einer Abendeinladung folgten, für die sie das Haus verlassen mussten, lässt er erkennen, wie sehr er sie bewundert hat. Er schreibt: »An Abenden, da sie im Fortgehen war, mich tröstete, wenn sie in Gestalt des Kopftuchs, das sie schon umgenommen hatte, mich berührte. Ich liebte es und darum ließ ich sie nicht gern gehen. (...) Wenn dann von draußen mein Vater nach ihr rief, erfüllte bei ihrem Aufbruch mich nur noch der Stolz, so glänzend sie in die Gesellschaft zu entlassen. Und

ohne es zu kennen spürte ich in meinem Bett, kurz bevor ich einschlief, die Wahrheit eines kleinen Rätselwortes: »Je später auf den Abend, desto schöner die Gäste.«

Emil Benjamin ist in den Kindheitserinnerungen von Walter der ferne, oft abwesende Vater. Er ist sehr wohlhabend dank eines florierenden Handels mit Antiquitäten. Mehrfach reist er nach Paris, um dort kenntnisreich Teppiche und Möbel einzukaufen und auf dem Berliner Antiquitätenmarkt anzubieten.

Möglicherweise hat dies in Walter die Neugier auf die ferne Metropole geweckt, die später zu seiner Lieblingsstadt wurde. In den zu Kleinstkapiteln geschrumpften Erinnerungen an diese Jahre, zwischen seinem Geburtsjahr 1892 und etwa 1912/13, wird auch deutlich, wie sehr er umgeben war von Attributen des Wohlstandes.

Wohlleben und Luxus sind für den kleinen Walter selbstverständlich und kommen ganz beiläufig daher. Dem Leser allerdings teilen sie sich unmittelbar mit, wenn Walter über die Vorbereitungen für eine Abendgesellschaft im Hause Benjamin mit gesetztem Essen schreibt: »... und das war mit einem Griff geschehen, durch den der Esstisch sich auseinandertat und eine Platte, in zwei Scharnieren aufgeklappt, den Raum zwischen zwei Hälften derart überbrückte, dass dreißig Leute an ihr unterkamen.« Walter half beim Decken mit »Gerätschaften wie Hummergebellen oder Austernmesser«. Er erzählt von

grünen Römern, von kurzen, scharf geschliffenen Portweinkelchen, von filigran besäten Schalen für den Sekt und Näpfen für das Salz in Silberfässchen und den Pfropfen auf den Flaschen in Gestalt »schwerer metallener Gnome oder Tiere: Endlich geschah es, dass ich auf eines der vielen Gläser jedes Tischgedecks die Karte legen durfte, die dem Gast den Platz angab, der auf ihn wartete«.

Doch je näher der Abend kam und die Tafel ihren Glanz einzulösen hatte, den zu genießen allein den Gästen vorbehalten war, »desto mehr umflorte sich jenes Leuchtende und Selige, das es mir mittags noch versprochen hatte. Und wenn dann meine Mutter, trotzdem sie im Hause blieb, nur flüchtig eintrat, um mir gute Nacht zu sagen, dann fühlte ich verdoppelt, welches Geschenk sie sonst mir um die Zeit aufs Deckbett legte: das Wissen um die Stunden, die für sie der Tag noch hatte und das ich getrost, wie einst die Puppe, in den Schlummer mitnahm.«

Dennoch nimmt auch die Mutter in Walter Benjamins Kindheitserinnerungen kaum Gestalt an. Kann er sich wie ein Einzelkind gefühlt haben? Mehrfach kränkelnd? Einmal musste er mehr als ein Vierteljahr lang der Schule fernbleiben. Schon als Kind war er extrem kurzsichtig. Später entfernte ihn das Internat von den Geschwistern. Und eben der Altersunterschied: drei Jahre zum Bruder, neun Jahre zur Schwester. Mit der damals im Vergleich zu heute später einsetzenden Pubertät waren sie für ihn, den

Eigenbrötler und Einzelgänger, wohl zu kindlich, um als Vertraute oder Gesprächspartner Erwähnung zu finden.

Die Geschwister waren offenbar selten mit den Eltern zusammen. Ihr Ersatz war das Kindermädchen, später die Gouvernante. Kein Wunder, dass Walter selbst die flüchtige Nähe der Mutter abends am Bett wie ein seltenes Geschenk empfand, ein kurzes Streicheln über das Haar oder ein schneller, auf die Wange gehauchter Kuss. Er genoss es wie eine Auszeichnung, zugleich verbunden mit ungestillter Sehnsucht nach Zärtlichkeit und Zuwendung. So gewann der als sehr in sich gekehrt beschriebene Junge vor allem der Dingwelt um sich herum phantasievolles Leben ab, in dem die Mutter manchmal schemenhaft erscheint. Ein Freund beschreibt ihn als »versponnen, einsam, als äußerst egozentrisches Kind«. Seine Tiefe sei oft die Tiefe eines »engen, lichtlosen Schachtes, der mit der Umwelt nicht kommunizierte«.

Seine Phantasie beschäftigt sich immer wieder mit den Dingen, die sein Zimmer oder die Wohnung der Eltern bereithalten und die er zu eigenem Leben erweckt. In dem Kapitel »Wintermorgen« erzählt er in der »Berliner Kindheit um neunzehnhundert« von einer kleinen Begebenheit: Ein Kindermädchen heizt den Ofen in seinem Zimmer an und schiebt einen Bratapfel in die Röhre. Benjamin entfaltet daraus eine zauberhafte Welt, angestrahlt vom Feuer des Ofens, wo es sich vor Kohlen

»kaum rühren konnte«. Und doch war es »ein Gewaltiges, das dort in nächster Nähe, kleiner als ich selbst, sich einzurichten begann und zu dem sich die Magd tiefer bücken musste als zu mir«. Er beschreibt eine »Reise durch das dunkle Land der Ofenhitze und den schaumigen Duft des Bratapfels, der aus einer tieferen, verschwiegenen Zelle des Wintertages kam als selbst der Duft des Baumes am Weihnachtsabend«.

Dass ihm in dem Buch die Eltern kaum in den Sinn kommen, auch nicht die Geschwister mag damit zusammenhängen, dass er das Manuskript erst in der Emigration, in Paris, abschließt, in der Phase seines kurzen Lebens, in der er sich unendlich verloren und materiell eingeschränkt fühlte. Das könnte unterschwellig dazu beigetragen haben, sich an Kindheitsbilder zu klammern, in denen Milch und Honig fließen und eine sorgenfreie materielle Sicherheit herrschte. Es ist das Leben im reichen Westen Berlins, das ihm Kindheit war: »In dies Quartier Besitzender blieb ich geschlossen, ohne um ein anderes zu wissen. Die Armen – für die reichen Kinder meines Alters gab es sie nur als Bettler.« Bestenfalls, so sinnierte sein Biograf Werner Fuld, gab es sie für ihn in der Vorweihnachtszeit, wenn den Handwerkern und Heimarbeitern erlaubt wurde, die Weihnachtsmärkte der Villenviertel mit dem selbst gebastelten Spielzeug, den Rauschgoldengeln und bronzierten Nüssen zu beschicken.

Da hätte das Kind »dunkel ahnen können, dass es noch eine andere Welt als die seiner Klasse gab«.

Hier beginnt sich die Erfahrungswelt der drei Geschwister zu unterscheiden. Walter erlebte noch die ungebrochene Welt des jüdischen Berliner Großbürgertums, das im 18. Jahrhundert durch die Salons und im 19. Jahrhundert durch die rasante Industrialisierung in eine Aufstiegs-gesellschaft führte, deren Liberalität und intellektuelle Prägung auch jüdisch bestimmt war. Die war für Georg und Dora kaum noch zu spüren. Eine Berliner Gesellschaft, »getragen von kultureller Kreativität wie dynamisch-brutalem Erwerbssinn«, wie es in Klaus Siebenhaars »Berliner Gesellschaft« heißt, »die zusammengenommen eine Lebenskunst hervorbrachte, welche allmählich alles Enge und Provinzielle abstreifte, so dass Theodor Fontane beruhigt konstatierte: »(...) der Blick hat sich erweitert, er geht über die Welt.«

Die trügerische Sicherheit des Berliner Judentums, ihre Hoffnungen, ihr Denken und Fühlen noch im »Zeichen von Untergang und physischer Vernichtung« beschwört Lion Feuchtwanger in seinem Roman »Die Geschwister Oppermann«. Die Brüder Martin, Edgar und Gustav stehen für Weltoffenheit, für Kultur, für sprühende Intellektualität, und, wie Siebenhaar es sieht, sie sind Leitfiguren des wirtschaftlichen und kulturellen Modernisierungszentrums

Berlin. Feuchtwangers Roman, in der Villa Aurora im amerikanischen Exil geschrieben, erinnert an den »Glanz und Esprit« dieser die Berliner Gesellschaft so nachhaltig prägenden jüdischen Großbürgerlichkeit. Die Tragik dieser Elite war, gerade auch im Bewusstsein der tiefen kulturellen Verwurzelung mit ihrem Deutschland, die Unfähigkeit, die Gefahr dessen rechtzeitig zu erkennen, was nach 1933 folgte.

Anders als bei Georg Benjamin und vor allem bei Dora, die sich im und nach dem Ersten Weltkrieg politisieren sollten, dauert es bei Walter länger, ehe er seinen politischen Standort erkennen lässt. Georg hatte als Soldat gelernt, sich von der Vorstellung zu trennen, dass es eine Oberklasse gibt, in der er quasi Geburtsrecht hat. Walter dagegen, der keine große Mühe hatte, als untauglich gemustert zu werden, verbringt seine Studienzeit über den Krieg hinaus an wechselnden Universitäten von Berlin und München über Freiburg bis nach Bern. Ein früherer Studentenfürher, der einer idealistischen und unpolitischen Jugendbewegung die Treue hält. Eine Haltung, die er auf die akademische Jugend übertragen wollte.

Der Ursprung dieses Denkens hat zu tun mit dem Wechsel vom Berliner Kaiser-Friedrich-Gymnasium in das Internat Haubinda in Thüringen. Er lernt dort die pädagogischen Ideen Gustav Wynekens kennen und damit ein Denken, das ihn mehr als ein Jahrzehnt bestimmt. Sein



Biograf Werner Fuld konstatiert, dass er dort »ein Verfechter eigenwilliger Jugend und ein Protagonist der ›entschiedenen Jugendbewegung‹ wurde«. Er nahm bis zu seinem Bruch mit Wyneken Anteil an einem Denken, das bis in die Sprachbilder hinein ein Pathos entfaltete, das später schrecklich missbraucht wurde. So wurde Wyneken als »Führer« apostrophiert, und Martin Gumpert, Mitbegründer des »Anfangs«, einer Zeitschrift der Jugendbewegung, sprach im Blick auf die ersten Aufsätze über Führer und Gefolgschaft in der Zeitschrift von einer »mystischen Mitschuld am Nationalsozialismus«. Auch Wyneken ist später entsetzt darüber, was aus diesen Formeln seines Pathos »vom Einsatz für die Sache, vom Aufhören des Einzelnen, vom neuen Glauben« geworden ist. »Mit diesem Ruf«, zitiert ihn Fuld, »sind meine Freunde als Freiwillige in den Krieg gezogen und mit diesem Ruf auf den Lippen gestorben. Das Echo dieses Schreies ist in der Luft geblieben, vom falschen Messias erbeutet und entstellt, klingt es heute in den Ohren einer neuen Jugend, die neuem Elend entgegentaumelt.«

Die späte Einsicht Wynekens, der 1914 die Jugend noch für den Krieg begeistern wollte, hatte Benjamin vorweggenommen, als er genau deshalb mit ihm brach. Anders als Georg war er Teil »jener Jugend, aus der Hitler später seine Anhänger gewinnen konnte, und hatte bereits ihr Vokabular mitgeformt«, schlussfolgert sein Biograf. Nur

seine rechtzeitige Distanzierung von Wyneken habe ihn vor der apologetisch vernichtenden Phrase einer »idealistisch missbrauchten Jugend« gerettet. Welch ein Anspruch an den kaum 18-jährigen Walter Benjamin, dessen Politisierung gerade erst begann und der sich jedenfalls der unglaublichen Kriegsbegeisterung dieser Jahre schon aus eigener Einsicht entzog.

Dora war 1914 mit Beginn des Ersten Weltkrieges dreizehn Jahre alt und erlebte die Kriegsjahre und den Zusammenbruch des Kaiserreiches ohne die Erlebnisräume der Brüder. Sie war nicht gefesselt an eine untergegangene höfische Welt, die für Walter noch Wirklichkeit war, aber schon für Georg kaum noch Bedeutung hatte. Georg erlebte als Soldat den Wahnsinn des Stellungskrieges und des Giftgaseinsatzes. Er war 1918 von der Front in das revolutionäre und aufrührerische Berlin zurückgekehrt und sympathisierte mit den Soldatenräten und der Novemberrevolution 1918/19, die mit dem Kieler Matrosenaufstand begann und mit der Ausrufung der Republik endete. Egon Erwin Kisch, der Prager Weltbürger, vermittelt in seinen Kriegstagebüchern, was Georg und seine Generation im »Stahlgewitter« ertragen mussten. Eine Erfahrung, die beide in die kommunistische Partei führte. Für beide war die bürgerlich kapitalistische Welt an

ihr Ende gekommen und die Oktoberrevolution das Vorzeichen einer Gesellschaft der Gleichen und Freien.

Für Pauline und Emil Benjamin war die bestmögliche Erziehung und Bildung der Kinder selbstverständlich. Alle drei schlossen eine akademische Ausbildung ab. Vater Benjamins Handel mit Teppichen und Antiquitäten florierte. Er war Teilhaber eines Auktionshauses, Aufsichtsratsmitglied und Aktionär einiger anderer Berliner Firmen und Anteilseigner am »Eispalast«, der später in Berliner Scala umbenannt wurde. Walter begleitete den Vater einmal in den Eispalast, wo er viele der seltsamen Gestalten, die nur eine Großstadt hervorbringt, aus der sicheren Rangloge beobachten konnte. Unter ihnen befand sich jene Hure in einem weißen, sehr eng anliegenden Matrosenanzug, die, nach Walters eigenem Bekunden, seine erotischen Phantasien auf viele Jahre bestimmte.

Sein Frauenbild ist vielfach als konservativ beschrieben worden. Aber es ist vielschichtiger, oft männlich arrogant und dann wieder von dem Wissen bestimmt, wie sehr ihm Frauen überlegen sind. Frauen spielen in seinem Leben immer wieder eine wichtige Rolle. In der Jugend lebt er seine Sexualität auf dem Liebesmarkt aus, was er nicht verschweigt, und lernt erst nach und nach zu begreifen, welche Ausbeutung da vorliegt. Er beschreibt in dem Kapitel »Tiergarten« seiner Kindheitserinnerungen einen irritierenden Moment, der mehr bedeuten könnte als das,

was er eher zwischen den Zeilen erkennen lässt. Es geht erneut um sein Frauenbild. Er nimmt als Metapher: einen Müßiggänger, der sich in der Stadt verirrt. »Da müssen Straßennamen zu dem Irrenden sprechen wie das Knacken trockner Reiser und kleine Straßen im Stadttinnern ihm die Tageszeiten wie eine Bergmulde widerspiegeln.« Diese Kunst habe er erst spät erlernt. Sie habe »den Traum erfüllt, von dem die ersten Spuren Labyrinth auf den Löschblättern meiner Hefte waren«. Dann kommt ihm noch ein anderes Bild labyrinthischer Erfahrung in die Erinnerung, dem die Ariadne nicht gefehlt hat. Der Weg in dieses Labyrinth führte über die Bendlerbrücke, »deren linde Wölbung die erste Hügelflanke wurde. Unweit vor ihrem Fuße lag das Ziel: Der Friedrich Wilhelm und die Königin Luise, die auf runden Sockeln aus den Beeten ragten wie gebannt von magischen Kurven, die ein Wasserlauf vor ihnen in den Sand schrieb.«

Begleitet von seinem »Fräulein«, besucht er seinen Lieblingsplatz im Tiergarten. Einen Platz, der durch nichts verraten habe, dass hier, nur wenige Schritte von dem Korso der Droschken und Karossen entfernt, »der sonderbarste Teil des Parks schläft. Hier nämlich oder unweit muss ihr Lager Ariadne abgehalten haben, in deren Nähe ich zum erste Male, und um es nie mehr zu vergessen, das begriff, was mir als Wort erst später zufiel:

Liebe. Doch gleich an seiner Quelle taucht das Fräulein auf, das sich als kalter Schatten auf sie legte.«

Diese irritierende Erfahrung ist wie ein Hinweis darauf, dass sein Frauenbild der Ariadne gleicht, die ihn, am Faden haltend, aus allen Verirrungen holt, wie sie ihn auch auf den Weg zu Luise führte, die steinern auf hohem Sockel stand. So wie seine Frau Dora Sophie Pollak oder seine große Liebe Asja Lacis? Und stand nicht auch seine Mutter für ihn auf hohem Sockel?

Mutter und gleichermaßen der Sohn wussten nichts über die Geschäfte des Vaters. In der patriarchalischen Welt um 1900 blieb es das Geheimnis des Familienoberhauptes, der keinen Anlass sah, darüber zu reden, wie er den Unterhalt für die Familie verdiente. Im Hause hatte wiederum allein die Mutter die Schlüsselgewalt über alles, was in diversen Schränken und Kommoden verborgen war. Bei mancher Gelegenheit fand Walter auf diese Weise Zugang zu dem, was er den »Silberschatz« der Familie nannte. Darunter jeweils im dreißiger Satz Messer und Gabeln, Hummerbesteck, Löffel für Suppe und Dessert und verschiedenste Messerbänkchen. Dazu Tischdecken und Servietten aus schwerem Leinen. Im Haus an den Wänden zeitgenössische bildende Kunst in schweren Rahmen und in Flur und Garten Kopien griechischer Götter und sicher auch Originale, die Emil auf dem florierenden Markt

griechischer oder ägyptischer Kunst in Paris, aber auch in Berlin erstand.

Es gab eben nicht nur die Nofretete, die James Simon ganz legal nach Deutschland ausführen konnte, als sie bei einer von ihm finanzierten Ausgrabung im Tal der Könige in Ägypten in ihrem unfassbaren Ebenmaß aus der Erde gehoben wurde. Er vermachte sie später großzügig der Stadt Berlin. Simon stand für ein Mäzenatentum, das typisch war für die jüdische Gesellschaft in der preußischen Hauptstadt.

Mit Unterbrechung der vier Kriegsjahre war auch Georg Benjamin immer in Berlin zu finden, wo er sein Medizinstudium zum Kinderarzt absolvierte. Dora und Georg hatten daher den engsten Kontakt miteinander. In Georgs Praxis half Dora mit, sooft es das Studium zuließ. Für sie waren die Erfahrungen mit den Kindern, die Georg behandelte, die oft unterernährt waren und auf der Straße leben mussten, auch Grundlage für ihre Dissertation, in der sie die Lage der Heimarbeiterinnen für Familie und Kindererziehung untersuchte.

Nach dem Studium und im Beruf zeigten die Benjamin-Kinder erst im jungen Erwachsenenalter in den zwanziger Jahren immer wieder geschwisterliche Hilfsbereitschaft, etwa bei Gelegenheit einer Ausstellung, die wesentlich von Dora kuratiert wurde, und sie ließen dabei erkennen, dass sie die Welt um sich herum mit zunehmend gleichen Augen

sahen, mit wachsender Skepsis, aber als linke Intellektuelle mit ähnlichen politischen Hoffnungen. Gemeinsame Interessen entwickelten sie aus dieser politischen Haltung, wobei Walter nur dann und wann dabei sein konnte. Anders war es in der Emigration, die Dora und Walter, bis zum Überfall der Wehrmacht auf Frankreich, gemeinsam in Paris verbrachten. In dieser Zeit wachsen sie mehr zusammen, als in all den Jahren zuvor dazu Gelegenheit war.

Im Lesesaal des Benjamin-Archivs in der Luisenstraße, im Schatten des Charité-Hochhauses in Berlin, erscheinen auf dem Bildschirm des Computers Briefe, die Dora oder Georg an Walter geschrieben haben. Die wissenschaftliche Mitarbeiterin des Archivs hat sie vorsorglich für den Besucher aufgerufen. Ein Klick, und sie werden auf dem Bildschirm sichtbar. Sie führen in die Zeit der Emigration nach Paris und zeugen von großer Herzlichkeit der Geschwister untereinander. Der Lesesaal mit seinen sechs Schreibtischen ist an diesem Vormittag ausgebucht. Großrahmige Fotos im Garderobenraum und an den Wänden erwecken den Eindruck, als ob Walter Benjamin den Besuchern über die Schulter schaut. Und immer wenn ich die Post lese, die da vor fast acht Jahrzehnten abgeschickt wurde und seinen Adressaten fand, habe ich ein unwohles Gefühl. Es braucht immer wieder



Überwindung, trotz der Jahre, die dazwischenliegen, als Mitleser die Intimität dieser Briefe zu stören.

Im Februar 1935 schreibt Dora zum Beispiel aus Paris ihrem Bruder Walter nach Dänemark, wo er Gast im Hause seines Freundes Bertolt Brecht ist, dass es ihr gesundheitlich etwas besser gehe und welche Schwierigkeiten sie habe, eine bezahlte Arbeit zu finden. »Aus Berlin«, heißt es dann, »habe ich regelmäßig ganz gute Nachrichten«, und ob sie ihm schon mit anderer Post darüber geschrieben habe, dass eine Freundin auf ihren Wunsch hin »zu Weihnachten sehr schöne Bilder von Georg gemacht hat«. Sobald sie die bestellten Abzüge in den Händen habe, werde sie ihm eins schicken. Dann beschreibt sie vor der Abschiedsfloskel, dass in Paris »tiefer Winter mit dickem Eis auf den Straßen und eisigem Winde« herrsche.

Georg war Weihnachten 1933 überraschend aus der »Schutzhaft« entlassen worden. Wie er waren tausende Kommunisten und Sozialdemokraten nach dem Reichstagsbrand verhaftet und in Konzentrationslager gebracht worden. Er war drei Jahre in Freiheit, ehe er 1936 erneut verhaftet wurde. Jetzt, da sie nur schwer Kontakt halten können, suchen sie einander auf, und sei es nur in Briefen oder guten Gedanken. Und Walter mag Dora in Paris von seinem engsten Freund Gerhard Scholem erzählt